

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 295.

Donnerstag, 27. Oktober

1932.



durch die Liebe

ROMAN VON FEDOR VON ZOBELTITZ

22. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Mit einer gewissen Feierlichkeit setzte man sich in der Pensionvilla heute schon zum Mittagessen. Um den Tisch, an dem Jutta saß, schlang sich eine Girlande aus Weinlaub, vor ihrem Platz stand ein Glas mit frischen Rosen. Es herrschte eine so erregte Stimmung, daß sie sogar den Appetit der Damen beeinträchtigte, bis am Schluß der Mahlzeit der Urtrieb wieder lebendig wurde, weil da unerwartet ein paar Schaumtorten in Erscheinung traten. Während dies Festgericht noch gereicht wurde, schrillte das Telephon: in Bern meldete sich Madame Andrée Lorain, um Jutta Lebewohl zu sagen, bedauernd, daß sie nicht persönlich sich von ihr verabschieden könne, und nach ihr meldete sich auch noch Fräulein Niedermaier, die Gymnasiallehrerin, bei der Jutta ihr klassisches Ziu-Zitsu erlernt hatte, und rief ihr glückwünschende Worte und ein schallendes Mitheil für die Mens sana in corpore sano zu, was Jutta schon öfters von ihr beim Training gehört hatte.

Im Eßzimmer hatte indes das Bild gewechselt. Die Mädchen saßen jetzt nebeneinander an einem langen Tisch, in der Mitte die Henne und der Spitzbogen, und alle Mienen deuteten darauf hin, daß auf das leichte Gewicht der Schaumtorten nunmehr der Ernst der Stunde folgen würde. Dies geschah denn auch. Als Jutta eintrat, erhob sich die Henne zu einer Ansprache, die in den verschiedensten Abwandlungen jedesmal bei derlei Gelegenheiten gehalten wurde, aber doch auch ein Lobgesang auf Jutta war, der in dem Abgangszeugnis sich abgekürzt wiederholte. Als ihr die Henne dies Zeugnis in einer kleinen roten Mappe überreichte mit den Worten: „Du warst immer ein gutes Kind und unsre Liebe, Gott segne dich allerwege —“, da wurde der Gefeierten so bedenklich weich zumut, daß sie die Zähne aufeinanderbeißen mußte. Nun kam der gute Spitzbogen an die Reihe, sagte: „Damit du uns nicht vergift“ — und gab ihr ein Etui. Jutta wußte schon, was darin war, öffnete es aber doch und entnahm ihm einen vergoldeten Anhänger, ein rundliches Ding, auf der einen Seite mit der Inschrift „Mädchenheim Bern“, auf der andern mit den eingravierten Linien einer Berghöhe, die Nyala Shimojo für ihren heimischen Fujiyama erklärte, die indes einfach als ein Symbol der Schweiz gedacht war. Madame Lorain hatte dieses Schmuckstückchen gleich zu Hunderten anfertigen lassen, denn jeder Jögling erhielt es bei der Entlassung, es war eine freundliche Reklame und doch auch eine hübsche Idee, man konnte den kleinen Anhänger an der Halskette tragen oder am Armband oder meinetwegen auf den Nachttisch legen, es war immerhin ein Andenken an eine Zeit, die nie wiederkehrte: an das Lebensstück zwischen Kind und Jungfrau.

Wahrhaftig, Jutta kam in die Nührung hinein, aber die flog durch die Fenster, denn nun begann ein lustiges

Spiel, und alle ernstesten Gesichter wurden auf einmal hell, und die Tränchen in Juttas Augen verschwammen in ihrem lachenden Blick. Hede, Helal und Nyala zogen den hölzernen Sohnmann in das Zimmer, der war herrlich angetan mit einem gelbgrünen Leibrock, dessen Schöße sich durch Drahteinsatz nach oben sperrten, und an den Beinen trug er kurze bligblaue Höschen, eine kleine Sportmütze über den Ohren, zwischen den Lippen eine Zigarette und ein paar Gänseblümchen am Halsband. Hede verneigte sich vor Jutta und hub feierlich an, eine Rede in poetischer Form zu halten, die Zahl der Versfüße sprach nicht mit, ebensowenig die äußere Reinlichkeit der Reime, der tiefere Sinn war die Hauptsache, der in den Worten ausklang:

„Dies Abbild deines Sohnmanns
Erinnre stündlich dich daran,
Daß aus dem Berner Mädchenheim
Dich unsrer Freundschaft fester Leim,
Wohin du kommen magst, umschmiegt
Und dich in Jugendträume wiegt.“

Wenn der lebendige Sohnmann
Auch weiter nicht mehr leben kann:
Dir bleibt sein treues Konterfei,
Und schaut du es, so denk dabei
An die, die ohne Reu und Wanken
Dir opferten die letzten Franken,
Auf daß du niemals sie vergißt,
Selbst, wenn du eine Greisin bist.
Kommt auch das Alter schnell genug,
Die Freundschaft, die bleibt ewig jung!“

Diese letzten großen Worte sprach Hede mit so hoher Begeisterung, daß sie ihre tiefgreifende Wirkung nicht verfehlten. Jutta umarmte nacheinander Hede, Helal und Nyala, und dann die siebzehn andern, wie sie sich aufgepflanzt hatten, lachend, aber durch das Lachen klang doch auch ein kleiner, nur mühsam bekämpfter Schluchzlaut. Der Abschied ging ihr unwillkürlich zu Herzen, es war eine seltsame Mischung von lustigem Übermut und Gefühlsfeligkeit, und es war so, daß in allen diesen jungen Gesichtern die Muskeln zuckten, genau wie bei ihr.

Aber dann kam wieder die Sachlichkeit zu ihrem Recht. Beim Packen half ihr Hede — natürlich wollte die gesamte kleine Bande sich hilfreich erweisen, dann wäre man indes nie zu Ende gekommen. So ging es schnell, während man letzte Fragen von Wichtigkeit erörterte.

„Die Strümpfe, Jutta“, sagte Hede, „hier ist noch Platz. Ach Gott, du, wann sehen wir uns wieder?“

„Zum Erlenhof ist's nicht weit nach Bern, von Zürich auch nicht“, entgegnete Jutta und beäugte ein Loch in einem seidenen Beinling. „Es ist merkwürdig, daß ich immer mit der kleinen Behe durch die Strümpfe fahre. Ich habe unruhige Beine. Hede, ich besuche

auch häufig, wir haben auch noch den Winter vor uns, da treffen wir uns in Gurnigel oder Mürren. Sage, wie ist denn gestern der Tag mit deinem Arthur verlaufen?"

Hede kniete vor dem großen Koffer und wandte sich nun um. „Unter uns, Tutta“, antwortete sie, „es war ein Erlebnis, vielleicht von Tragweite, jawohl, aber das weiß ich noch nicht. Er war zuerst wie immer, ängstlich, verschüchtert, piepsig, geradezu unausstehlich — und da bin ich fuchtig geworden und habe ihm gehörig die Wahrheit gezeugt. Dir Wirkung kannst du dir gar nicht vorstellen, Tutta! Es kam wie eine Explosion über ihn. So, als ob man eine Zündschnur in Brand gesteckt hätte. Auf einmal überrannte er mich förmlich, umarmte mich und küßte mich ab, daß mir fast die Puste verging. Es war ein Ausbruch von Leidenschaft, vor dem man hätte Angst kriegen können, wenn er nicht so hübsch gewesen wäre.“

Tutta ließ ihre Strümpfe fallen und setzte sich. Das war ja eine fabelhafte Geschichte. „Und das kam im Augenblick?“ fragte sie.

„Im Augenblick! Es ist schwer zu erklären. Aber ich glaube, es gibt schon eine Erklärung. Arthur liebt mich sehr, er hatte nur immer eine wahre Angst, mir das zu zeigen. Er hat mir selbst gesagt, ich sei das erste weibliche Wesen, das in sein Leben tritt, und das hat den armen Menschen unsicher gemacht. Nervöse Veranlagung kann dabei sein. Für temperamentlose Leute sind die Nerven die beste Ausrede, vor allem dann, wenn sie sich einbilden, mit der Natur im Widerstreit zu liegen. Nun habe ich mal irgendwo gehört oder gelesen, daß gewisse Schreckwirkungen Nervenstörungen heilend beeinflussen können. Natürlich habe ich mir so eine Schreckwirkung nicht extra ausgesucht, auch nicht erst vorbereitet — es kam ein Moment, in dem Ärger und Mut mich einfach hinrissen, und da bin ich heftig geworden.“

„Was hast du ihm gesagt?“ fragte Tutta in brennender Neugier auf Fortsetzung und Ausgang dieses aufregenden Geschehnisses.

„Nichts Erfreuliches für ihn als Mann. Die Männer haben sich allzeit als die Stärkeren gefühlt, und daher gibt es nichts Beleidigenderes für den Mann, als ihn einen Schwächling zu nennen. Ich weiß nicht mehr, ob ich gerade diesen Ausdruck gebraucht habe — nein, ich erinnere mich, ich habe ihm seine Schmachtlappigkeit vorgeworfen — jawohl, das Wort gehört nicht zum üblichen Umgangston, aber es klappte mit meinem Empfinden zusammen, und es traf, es saß, es war ein Aufrütteln des Mannes in ihm, es war die heilende Schreckwirkung — und da spürte ich denn endlich, daß er mich nicht nur liebt, sondern daß er auch herzhast verliebt ist. Zum erstenmal spürte ich das.“

„O ja“, rief Tutta, „das kann man wohl spüren. Und ich denke mir, daß das Verliebtsein das Richtige in der Liebe ist. Hält es denn an?“

Hede lachte. „Immerhin bis zum Abend. Unter dem großen Thurn auf dem Wege zum Leithorn haben wir uns den letzten Kuß gegeben. Es war der Kuß eines Verliebten.“

„Über den du ebenso quittierst?“

Hede sah die Freundin mit ernsthaften Augen an. „Ja“, sagte sie. „Tutta, es ist schon eine seltsame Sache mit uns Weiberchen. Ich habe mir vergeblich klarmachen versucht, ob ich rechtchaffen verliebt bin. Das war ich nicht — ich war Arthur von Herzen gut, aber verliebt nicht, in deinem Sinne, in unfrem Sinne, mit einer Portion Leidenschaft, die dazu gehört. Tutta, mir fehlte einfach der Antrieb, die Gewitterstimmung, die elektrische Spannung. Wenn die nicht da ist, kann man auch nicht verliebt sein, Einseitigkeit hilft nichts, es muß blitzen und sunken, und was man dagegen sagt, ist Quatsch.“

„Sehr richtig“, stimmte Tutta eifrig zu, „die Natur quatscht eben nicht.“ Und sie nickte zu dieser bedeutsamen Feststellung.

Hede schloß den Koffer und setzte sich auf den Deckel. „Also es hat gesunk“, fuhr sie fort, „es hat gewittert und eingeschlagen — und höre, Tutta, es war bei mir

wahrhaftig ein Hochgefühl des Siegs. Ich war nicht nur verärgert über Arthurs Benehmen, ich hatte doch auch Mitleid mit seiner Hilflosigkeit. Das kam ganz unwillkürlich und drängte sich in meine Mütigkeit. Und nun halte mich nicht für sentimental, wenn ich dir sage, daß ich dieses Mitgefühl gewissermaßen als eine Liebespflicht betrachte — um mich ganz fein auszudrücken, als ein ethisches Moment, das zur Wirklichkeit werden kann, wenn es mir gelingt, eine kranke Psyche wieder gesund zu machen. Denn es ist wirklich alles nur seelische Zerschlagenheit bei ihm — im Kriege fing es an, als ihn ein Augenblick der Feigheit beim Widel packte, und da ist er denn schließlich feige gegen sich selbst geworden.“ Sie stand auf, öffnete wieder den Koffer und schloß: „Nun wollen wir weiter packen. Die Seidenen mit dem Zehenloch kannst du der Kati vererben, die stopft sich das Loch mit Baumwolle.“

Erst gab Tutta der Freundin noch einen Kuß. „Ich danke dir für den neuen Tiefblick in das Geheimnis der Geschlechterkunde“, sagte sie, „so eine Aufklärung tut immer gut. Ich weiß nun, wie ich es machen muß, wenn einmal ein schüchterner Liebhaber um mich wirbt.“

„Da brauchst du nicht in Sorge zu sein“, erwiderte Hede lachend. „Wenn deine Augen entgegenblicken, der blüht auch zurück.“

„Dann müßte ich aber anfangen mit der Bliherei.“

„Das tust du ganz bestimmt, wenn der Richtige kommt.“

Tutta schüttelte zweifelnd den Kopf und händigte Hede einen Ballen Taschentücher ein. —

Vor der Villa wurde noch einmal Abschied genommen, von der Henne, dem Spitzbogen, der Köchin und den beiden Mägden. Dann karrte der Hausdiener die Koffer voran, und die sämtlichen Insassen des Pensionsats begleiteten Tutta in langem Zuge nach dem Hotel. Hier wartete schon der alte Erlau auf seine Enkelin, er saß beim Tee auf der Terrasse, und neben ihm lag Sohnmann und wedelte in der Sonne, sprang aber sofort auf, als er die bunte Schar seiner Freundinnen erkannte, galoppierte ihnen entgegen, drängte sich mit seiner langen Schnauze zwischen sie, wurde geliebkost, gestreichelt und gehätschelt und versuchte durch liebenswürdige Laute, Wedeln und heftige Körperverrenkungen seinem Dank Ausdruck zu geben.

Um dieselbe Stunde traf der Zug aus Interlaken auf dem Bahnhof ein, dem Grittie entstieg, sehr verwundert, daß Tutta sie nicht empfing. Sie hatte vergessen, daß sie ihr nur telephonierte hatte, sie werde „am Nachmittag“ ankommen. Aber die Nachmittage sind lang. Sie hatte ihre Jose bei sich, ein hübsches Mädchen aus Boven, das nur Französisch sprach, und beobachtete zunächst das Ausladen ihrer Habseligkeiten. Es waren drei Schrankkoffer, und eine umfangreiche Kiste aus Panamaholz für Mottenschutz, abgesehen von kleinem Gepäck und ihrem Hund Dortsche, einem Chin-Chin, den sie aus Japan mitgebracht hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Zeitenlauf.

Aus dem Altdeutschen (1470).

Die Zeit läßt das Gras wachsen,
Die Zeit mäht Gras nieder.
Ein ehrlich Ding
Kehrt immer wieder.

Die Zeit bringt Rosen,
Nimm sie auch hin.
Zeit entdedet
All Ding und Sinn.

Zeit geht über die Erde,
Wenn die Frühlingszeit steht.
Zeit geht über die Erde,
Wenn der Herbstwind weht.

Walter Medauer.

Die andere Seite der Adria.

Von Gräfin Brodorsff-Meran (Meran-Obermais, Italien).

Mit dem Worte Adria ist das Adjektiv blau fast ebenso unlösbar verbunden wie der Name Venedig. Aber — die Adria ist nicht immer blau. Sie wechselt wie eine schöne Frau ihr Aussehen nach Tageszeit und Laune. Bald ist sie tiefblau wie Lapislazuli, licht wie Türkise, dann hellgrün wie Jade oder dunkelgrün wie kostliche Smaragde. Jagt ein Sturm über sie her, so sind die vollendeten, schaumgekrönten Wogen grau und schwer wie Blei. Bei Sonnenuntergang leuchtet sie wie glühendes Kupfer und ist die Sonne in ihren Wassern versunken, schillern diese wie zartes Perlmutter. Vielleicht am schönsten und geheimnisvollsten ist sie bei Nacht, wenn auf ihren stahlfarbenen Fluten der Mond seine silberne goldene, schimmernde Bahn zieht.

Und Venedig! Man nennt es die Königin der Adria, aber es ist eben nur die eine Seite und wie alle Dinge auf Erden hat auch die Adria ihre andere Seite und diese heißt Dalmatien. Was am italienischen Ufer Venedig, bedeutet hier Dubrovnik-Ragusa.

Ist Venedig eine schöne, verführerische Frau der Renaissance, die reiche, einstige Weltherrscherin, so ist Ragusa ein stolzer Ritter, den seine Festungsmauern wie eine starke Rüstung umgeben. Nicht so reich und mächtig wie die Dogenstadt, aber ebenso klug und diplomatisch. War die Republik Ragusa doch der einzige Ort an der dalmatinischen Küste, der nie vom Feinde bezwungen, sich immer als freier Staat erhielt, bis die gewaltige Hand des Corsen auch diese Freiheit in die Ketten des Königreichs Illyrien schlug.

Napoleon hat viel für die Stadt getan, und man erzählt vom Kaiser Franz Joseph, als er zum erstenmal Ragusa besuchte, eine sehr amüsante Geschichte. „Wer hat die Straßen gebaut?“ fragte er. „Die Franzosen, Majestät.“ „Wer legte die Wasserleitung an?“ „Die Franzosen, Majestät.“ „Wer hat die Befestigungen ausgebaut?“ „Die Franzosen, Majestät.“ „Na, dann hätten die Franzosen nur länger bleiben sollen,“ meinte der Kaiser lächelnd.

Doch der Adel Ragusas, ein stolzer, aufrechter Adel, war anderer Meinung gewesen. Ihn dünkte jede Fremdherrschaft so schmachvoll, daß er beschloß, auszusterben. So schlummern, bis auf wenige Ausnahmen, die ruhmreichen Geschlechter der freien Republik Ragusa auf dem stillen Friedhof von Sveta Miheln unter schweren, wappengeschmückten Grabsteinen, dunklen Zypressen und süßduftenden, blühenden Oleanderbäumen. Nur Adelige sind hier zur letzten Ruhestätte gebettet, die im Tode noch unter sich blieben, wie sie es im Leben waren.

In Ragusa seht heute die gesellschaftliche Oberschicht. Sie bildet sich erst langsam wieder durch wohlhabende Bauern und Händler, die ihre Söhne studieren lassen, aber selbst noch in Tracht gehen und auf dem Markte sitzen.

In der Umgegend von Ragusa, in Gruda und Herceguovi sieht man unter der ländlichen Bevölkerung viel raffige große Männer und Frauen mit edlen Gesichtern. Man sagt, daß in ihren Adern noch von dem Blute jenes stolzen Adels fließt, der lieber unterging als fremden Herren diente.

Auf steilem Felsgestein ragt die Stadt aus dem Meere empor, unnahbar, tapfer und wehrhaft. Hohe Mauern, am Felsen emporsteigernd, und massige Festungstürme schließen sie nach dem Lande zu ab. Außerhalb dieses Mauergürtels, in den Vorstädten Pile und Ploce liegen die modernen Villen und Hotels in Gärten mit tropischem Pflanzenwuchs, während in der Innenstadt keine Gartenanlage, kein Baum, kein Fleckchen Grün sich findet. Nur die Kreuzgänge der beiden Klöster sind Oasen in der Wüste.

O, diese Kreuzgänge! Es ist schwer zu entscheiden, welches der schönere ist. Der Doppelkreuzgang der Franziskaner ist wundervoll in dem malerischen Zusammenwirken von altem Freskenschmuck, edler Architektur und üppigem Pflanzenwuchs, aber vielleicht übertrifft ihn doch noch der Kreuzgang der Dominikaner. Die berüchtlichen schönen Arkaden in ihrer glücklichen Mischung von gotischem und romanischem Stil, der in seiner Einfachheit vollkommene, alte Ziehbrunnen mit den beiden schlanken Säulen und dazu Palmen, Oleander und Rosen, überragt durch den mächtigen Orangenbaum voll goldroter Früchte. Eine wundersame Dreieinigkeit von Säulen, Brunnen und dem leuchtenden Fruchtbaume, von der man sich ungern trennt. Auch von der kühlen, friedlichen Stille, in die kein Laut der Welt eindringt. Nur der Schritt eines einsamen, weißgekleideten Mönches, der auf der oberen Galerie mit seinem Gebetbuch wandert, hallt einkörmig herunter.

Draußen auf der „Stradone“, der einzigen Straße Ragusas, alles andere sind schmale, dunkle Gäßchen, die meist mit Treppen am Felsen emporsteigen, ist heißer, leuchtender Sonnenschein, lautes, geschäftiges Leben. Die Männer, groß,

schneiß, braungebrannt, in der kleblamen Tracht mit den dunkelblauen Humpfen. Über dem weißen Hemd das ärmellose Väckchen aus ebenfalls dunkelblauem Stoff. An den Hüften die weichen Spanten, auf dem Kopfe das runde, rote Käckchen mit schwarzgesticktem Rand. Die Frauen in weiß mit buntgesticktem Brustlag und bunter Schürze, rote Käckchen wie die Männer tragend, — nur mit hellblauem Rand oder weiß mit hängendem Schleier. Andere mit dunklen Faltenröden und ärmellosen, langen Mänteln oder Väckchen aus weißem oder schwarzem Filz mit Stiderei. Vereinzelt darunter türkische Frauen, den weiten Überrod aus gestreiftem Kattun über den Kopf genommen, ein schwarzes Tuch vor dem Gesicht. Dazwischen Polizisten in weißer Uniform, Militär in Khakifarbe, elegant gekleidete Männer und Frauen aus der Stadt, Montenegriner in ihrem malerischen Kostüm.

Oben auf dem Rundweg der Festungsmauern verschwindet der „Stradone“ mit seinen bunten Gestalten. Über Häuser und Kirchen schweift der Blick ins Weite, Freie. Hinauf zu den fahlen Gebirgshängen, die ein Festungswert krönt, hinunter zum Meer, dem wie eine grüne Samtkuppel Locrum (Lacroma) entsteigt. Mönche schäufen hier ein Pflanzenparadies, Gärten von üppiger Schönheit. Statt ihrer frommen Gesänge tönt heute fröhliches Jugendlachen durch die Hallen und Gärten. Aus dem Kloster wurde im Wechsel der Zeit ein Kindererholungsheim.

Nichts ist beständig. Nur das Rauschen des Meeres klingt im gleichen Rhythmus wie vor tausenden von Jahren.

Reise in den Mond.

Groteske von A. M. Fren.

Nicht genügend scheint bekannt zu sein, daß die Mondrakete bereits abgeschossen ist. Die Vorbereitungen wurden in aller Stille getroffen, den Beteiligten, auch den orientierten Sternwarten, war nach Möglichkeit Schweigepflicht auferlegt.

Erstaunlich bleibt, daß sich zu dieser Reise, die immerhin an Kühnheit den Flug übers Weltmeer um einiges überragt, Dukende bereit fanden — Menschen, deren Heroismus modernster Prägung unbedenklich alles auf eine Rakete setzt. Wenn Mut ein Mangel an Erkenntnis schrecklicher Möglichkeiten ist, so war der Drang hier Blindheit schlechthin.

Dennoch: schließlich waren drei vereidigt, die fahren — besser: schießen durften. Besser noch: geschossen werden durften. Seltsamerweise waren es lauter Angehörige einer großen amerikanischen Farben- und Lackfabrik. Diese Fabrik hatte auch die ungeheuren Gelder zum Bau der Rakete bereitgestellt.

Sie hat die Größe einer Kirche. Außer einer sehr kleinen, raffiniert nach allen Seiten hin gesederten und gepolsterten Kabine wird dem Laien nichts an dem Monstrum klar. Weshalb mußte es so riesig konstruiert werden? Die Techniker sagen: wegen der zahlreichen Explosionskammern vorn und hinten. Aber da sind noch andere Kammern, wie wir sehen werden.

Es ist bekannt, wie hier Bewegung erzeugt wird. „Die fliegende Kirche“ — so nannten die Amerikaner das Ding, wohl um Gott zu verjähnen mit der Tollheit des Unternehmens — knallt aus einer fabelhaften Röhre, die dem Kanonentrohr gleicht und dreihundert Meter tief in den Erdboden eingebaut ist, heraus, durchdrast die Erdatmosphäre und hilft sich weiter und weiter durch eigene Explosionen nach hinten, durch die sie gewissermaßen immer wieder von neuem sich selbst einen Tritt gibt und mit frischem Schmalz von dannen jagt.

Bierhunderttausend Kilometer etwa beträgt die Entfernung Erde Mond. Die kühnen Schieber glaubten, sie in einer Woche zu überwinden. Bei Mondnähe sollte ein bischen nach vorn explodiert werden, um solchermaßen zu bremsen. Auf dem Mond hoffte man nach Entleerung gewisser Kammern davon später das Eigengewicht sehr zu verringern und durch abermalige rückseitige Detonationen die ohnehin lächerlich kleine Anziehungskraft des Mondes leicht zu überwinden.

So davongestunken, werde man bald wieder in die Schwerkraft der Erde geraten und müßte schon eifriges Nachhaben, sollte man nicht in einen der Ozeane fallen, die bekanntlich den größten Teil der Erdoberfläche bedecken — weich also fallen, tief untertauchen natürlich, weil man immerhin gut im Schwung war, aber auch wieder empor, denn „die fliegende Kirche“ war gleichzeitig als tüchtig schwimmende eingerichtet.

Was die Reisenden aber im Innersten bewog — was die Farbenfabrik bewog zur Expedition, war dies:

Wie ist es denn mit der Sonne? Sie ist ja so klein und so weit entfernt, daß man sie nicht sehen kann. Im Ganzen geistert sie als die Urquelle. Das wäre weiter nicht schlimm, aber höchst fatal erscheint, daß die lavaförmige Mondoberfläche — eine finstere Gesteinsfläche! — schreckliche Mengen der auffallenden Strahlung helligsteit könnte buchstäblich zehnmal größer sein, wäre der Mondboden weiß anstatt schwarz. Welch eine Veränderung dann in Mondnächten! In ihnen glühte dort oben eine riesige, dennoch mildstrahlende Lampe, aber keine Funzel mehr wie heute. Welche Ersparnisse für die gesamte Welt! In gewissem Sinne lehrten die guten alten Zeiten wieder: wie früher die Kleinstadt in mondhellten Nächten Beleuchtung sich vernahm, so wird jetzt auch jede Großstadt Elektrizität sparen.

Diese Dinge hatte die amerikanische Lack- und Farbfabrik sich überlegt. Und als sie ihre Reisenden in Schuh brachte, da waren die Planen, der Bauch und der gewölbte Rücken „der fliegenden Kirche“ angefüllt mit einem silberhellen Lack bester, dünnster und ausbreitungsfähigster Qualität. Wir wollen nicht sagen, daß die Fabrik hoffte, mit dem kleinen See an Silberlack, den sie da verladen hatte, gleich die ganze Mondscheibe zu überziehen, aber sie rechnete doch damit, einen flitterhellen Wagen zu erzeugen, der später deutlich als gleißender Fleck den erstaunten Erdsichen in die Augen sprang.

Fabrikreflexe also? Gut, wenn man will. Und weshalb nicht? Später konnten die vereinigten Regierungen der Erde mit der Fabrik darüber verhandeln, zu welchen Bedingungen sie bereit sei, den ganzen Mond zu lackieren. Keinesfalls zu besonders billigen.

Die Tätigkeit der Reisenden sollte auf dem Mond sehr einfach sein: sie hatten nur dafür zu sorgen, daß Schleusen sich öffneten, durch die der Lack abfloß. Seine Beschaffenheit war so, daß er sich selbsttätig ausbreitete, wie ein Fettstet um sich frigt. Dann konnten sie heimkehren.

Aber sind sie umgekehrt? Bis heute sind sie nicht zurück. Vielleicht ging ihnen die Wirkung Mond verloren, ohne daß sie die Wirkung Erde gewonnen hätten? Dann werden sie als selbständiger Himmelskörper irgendwo kreisen. Für ein Jahr Proviant führen sie mit. Man könnte was Größeres — etwa einen „fliegenden Dom“ ausenden, um das Schicksal einzufangen.

Inzwischen suchen die Sternwarten heimlich nach einer gleißenden blühenden Mondstelle.

Liebe darf man verschwenden.

Von Frank Crane.

Man darf nicht alles verschwenden, aber Liebe darf man verschwenden. Sie ist die einzige Ausnahme. Sie ist der einzige Schatz, der sich immer mehrt, je mehr man von ihm nimmt.

Gebt Liebe hin! Leert eure Taschen! Liebe ist dazu da, um hingegeben zu werden!

Liebe ist wie das Mehlsack und der Kstrug der sagenhaften Witwe von Zarepath, die immer voller wurden, je mehr man ihnen entnahm.

Liebe ist wie das Manna, das Engeln zur Nahrung diente, doch den Menschen gegeben wurde.

Laß keinen Tag verstreichen, ohne Liebe zu geben. Vielleicht erlebst du das Morgen nicht — und wenn du heute Nacht stirbst, wird deine Liebestat das einzige sein, woran du dich mit Freude erinnerst.

Und die Zeit zu lieben, die einzige Zeit, zu lieben, ist das Heute!

Hast du diesen Menschen gern, deinen Freund? Geh hin und tu etwas für ihn, das ihm warm ums Herz macht. Sag ihm etwas Angenehmes.

Es kann sich um deine kleine Tochter handeln. Du bist vielleicht müde und verärgert — und ihr junger Uberschwang reizt dich. Aber warte! Sie entgleitet dir jede Minute mehr. Und die Zeit naht unaufhaltsam, wo sie nicht mehr dir gehören und nach ein wenig Zärtlichkeit von dir verlangen wird. Darum nimm dir die Zeit, gib ihr fünf Minuten am Tage, nimm sie in die Arme, spiele mit ihr, und laß ihr ein warmes Wort des Vaters zurück, an das sie sich erinnert.

Es kann sich um deinen Jungen handeln und einmal wirst du nichts anderes wünschen, als daß er dir vertrauen und sich nicht von dir zurückziehen möge. Darum investiere jetzt ein wenig Güte und Kameradschaft. Schieb es nicht auf.

Vielleicht ist's deine Frau. Sie hat eine Frau geliebt, die nicht ein wenig Aufmerksamkeit und Schätzung gebraucht hätte. Wie sehr du auch durch wichtige Angelegenheiten in Anspruch genommen sein magst, nimm dir ein bißchen Zeit und verwende sie gänzlich darauf, diese Frau fühlen zu lassen, daß sie für dich die interessanteste und wichtigste Angelegenheit der Welt ist.

Dann ist deine Mutter da. Ist sie in deinem Haus, dann laß keinen Tag vergehen, an dem nicht einige Augenblicke ganz nur ihr gehören. Ist sie fort, dann laß keine Woche verstreichen, ohne an sie zu schreiben.

Wenn du am Abend zu Bette gehst, brauchst du dir keine Vorwürfe zu machen, daß du kein Geld verdient hast, daß du in deiner Karriere nicht vorwärtsgekommen bist, daß du weder Gewinn noch Vergnügen hattest; aber wenn du den ganzen Tag hinbrachtest, ohne einem menschlichen Wesen Liebe bezeugt zu haben, dann kannst du ebenso gut wieder aufstehen und einige Zeit der nützlichen Körperübung widmen, dich zu prüfeln.

Über alle Dinge bestehen Zweifel: Zweifel, ob die Nahrung gut ist, die du genießt, das Getränk, das du trinkst, Zweifel, ob deine Arbeit etwas taugt oder deine Zerstreuung albern ist. Zweifel, ob es sich lohnt, Geld zu verdienen, oder ob überhaupt etwas, was man tut, der Mühe wert ist: über die Liebe gibt es keinen Zweifel; sie ist ganz einfach gut. Gott weiß, daß sie gut ist. Denn er hat diese Welt für Liebende geschaffen. Sie hat keine Rivalen, die wahre Liebe, die gibt und geben will, die Liebe, die lieben muß.

Freie Übertragung von Max Havel.

Welt u. Wissen

Woher haben unsere Vögel ihren Namen? Die Falken haben ihren Namen vom lateinischen falio; der Habicht hat seinen Namen von „heben“, bedeutet mithin soviel wie der ergreifende, habende. Der Sperber wird im Althochdeutschen sparrow genannt, was soviel wie Sperlingshabicht bedeutet, weil der Sperber mit Vorliebe auf Sperlinge Jagd macht. Der Bussard nennt sich vom lateinischen buteo, der Uhu verdankt seinen Namen wie der Kukud seinem Ruf. Der Uhu ruft huhu. Der Name des Spechtes ist verwandt mit dem lateinischen pingo — malen, er ist also der bunte. Der Name des Wendehalses kommt daher, weil er Erstaunliches im Verdrehen seines Halses leistet. Der Wiedehopf wird im Althochdeutschen wituhopse genannt. Da zu gleicher Zeit das Holz witu genannt wird, so ist der drollige Vogel der im Holz oder Wald hüpfende. Die Heimat des Namens Meise ist in Schweden zu suchen, wo der liebliche, gewandte und außerordentlich nützliche Vogel Mes genannt wird. Die Drossel führt ihren Namen vom lateinischen turdus. Der Name Nachtigall ist auf das germanische galan — gellen, singen zurückzuführen. Die Braunelle bedeutet die Braune. Die Bachstelze bedeutet die auf Stelzen gehende. Der Name der Lerche ist auf das altenglische lawerce zurückzuführen. Der Gimpel bedeutet soviel wie der einfältige Vogel, der leicht zu fangen ist. Der Zeisig erhielt seinen Namen von den Tischen, wo er Cisel genannt wird. Der Fink führt seinen Namen auf seinen Ruf: Fint oder Pint zurück, der Sperling auf das althochdeutsche spare, der Star auf das lateinische sturnus, der Häher auf das altenglische higer. Der Name des Rebhuhns hat mit der Rebe nichts zu tun, sondern ist auf den Ruf des Hahnes zurückzuführen, der wie gir-eb klingt. Der Fasan führt seinen Namen auf den Fluß Phases in Kolotus zurück, wo seine Urheimat ist. Der Name des Störches ist urverwandt mit dem griechischen torges — Geier. Der Kiebitz ruft kiebit, daher sein Name.

Die tiefsten Temperaturen der Erde. Der Schwedische Polarforscher H. U. Sverdrup hat sich letzters in einem Interview über die tiefsten möglichen Temperaturen der Erde geäußert. Die Voraussetzung bildet eine Senkung im Gelände, die mit lockerem, wärmeausstrahlendem und wenig Wärme vom Erdboden weiter leitenden Schnee bedeckt ist. Die niedrigste Temperatur in der Höhe des Meeresniveaus ist in der sibirischen Stadt Werchojansk mit minus 70 Grad gewesen. Nach Meinung Sverdrups sollen aber noch tiefere Temperaturen auf höher gelegenen Gebieten möglich sein. So nimmt er an, daß auf dem im Innern Grönlands gelegenen Hochplateau Temperaturen von minus 80—90 Grad herrschen. Allerdings hat die Wegenersche Expedition als tiefste Temperatur des Winters 1931 dort nur minus 65 Grad gemessen.